dieser Bevormundung nichts mehr wissen. Das Talent zur Selbständigkeit ist freilich eine Gabe; man hat es oder man hat es nicht. Die eine wird damit geboren, setzt sich durch, obwohl sie nur eben erwachsen ist, und bleibt sich stets ihrer Pflichten gegen sich und andere bewußt. Die andere verlangt danach, ewig bemuttert zu werden, und sobald sie nur ein wenig Freiheit hat, mißbraucht sie sie. Diese Unselbständigen sollten nicht allein reisen. Sie werden bald überall an der Art der Behandlung den Grad der Achtung erkennen, den man ihnen entgegenbringt. In auf gefährten Hotels und Pensionen hat das Personal meistens eine ganz gute Witterung dafür, was Dame ist und was nicht, und es gibt immer Gelegenheiten, wo das zum Ausdruck gebracht wird.

Warum sollten aber auch überhaupt unsere jungen Mädchen nicht mehr Selbständigkeit beim Reisen haben? Jahrzehnte lang schon reisen deutsche junge Mädchen als Lehrerinnen oder Gouvernantinen — als solche oft aus sehr guten Familien stammend — durch die Welt, und man hat ihnen noch immer ganz allein überlassen, sich die Achtung ihrer Persönlichkeit zu erzwingen. Die englische wie die amerikanische Mitz sind von jeher gewöhnt, selbständig zu reisen, und ihre Angehörigen machen sich kaum jemals Sorge darum, ob ihr etwas „passiert" oder nicht. Was man ihnen zutraut, kann man einem deutschen Fräulein auch zutrauen. Zumal man, besonders im Süden, recht gewahren kann, welche Vorzüge die deutsche Bildung unsern Landsmänninnen gewährt. Wenn diese allein reisen, lassen sie sich nicht auf den Fremdenstandpunkt der Amerikanerinnen und Engländerinnen ein, die meist ganz von ihren Reise-Agenturen abhängen. Das deutsche Mädchen geht den Sehenswürdigkeiten gegenüber nach ihrem eigenen Kopfe, sucht sich aus, was ihr paßt, und lehnt kostspielige Führungen ab; einen kleinen Hang zur Sparsamkeit hat sie übrigens wie die meisten ihrer Landsleute beibehalten. An Kenntnis der fremden Sprachen ist sie ihren angelsächsischen Reisegefährtinnen meist bedeutend überlegen, und auch das kommt ihr zugute. Mit der Engländerin wie der Amerikanerin teilt sie den starken Hang zur Musik, was man oft in den Musikzimmern der Pensionen — manchmal zu seiner Genugtuung, manchmal nicht — bemerken kann.

Das deutsche Mädchen der letzten Prägung hält aber auch darauf, sich von jenen nicht an Aeußerlichkeiten übertreffen zu lassen. Sie tritt nicht mehr auf wie das lange und mit Recht verächtigte Bodenweib. Sie trägt passende Reisekleider, über die sie im Eisenbahnabteil den bellagraun Mantel zieht, bellagrau wie die Ueberzüge über den ledernen Handtaschen und Handschachteln. Ihr Gepäck ist keineswegs so zahlreich, wie die Fliegenden Blätter noch immer behaupten, denn sie weiß ganz gut, daß auf Reisen nichts so sehr hindert, als große und schwere Koffer, daß leichtes Gepäck und Empfänglichkeit für alles Neue die besten Begleiter auf Reisen sind.

Ob nun trotzdem das deutsche Fräulein der Neuzeit, wenn es allein oder mit der Freundin reist, nicht manchmal im stillen die alte romantische Hochzeitsreise nach Venedig oder Florenz mit „Ihm" vorziehen würde? Das muß jede einzelne für sich entscheiden, wir denken über Hochzeitsreisen selbst anders als unsere Vorfahren, und übrigens kann man ja auf diesem Gebiete später alles nachholen und ist dann durch früher gewonnene Kenntnisse bereichert. Was die freilich betrifft, die auch, ohne dazu berechtigt zu sein, einen Ring am Finger zu tragen, das Allein-Reisen nicht lieben, so soll es auch daran in Italien nicht fehlen.

Doch das ist ein Kapitel für sich und eins, das nicht hierher gehört.

Die abnehmende Kriminalität der Frau

geht aus einer Statistik hervor, die Geh. Justizrat Aschrott im neuesten Heft der Deutschen Strafrechtszeitung mitteilt. Obgleich die Frau in neuester Zeit immer mehr im öffentlichen und Erwerbsleben hervortritt und man deshalb eine Zunahme der weiblichen Kriminalität erwarten müßte, ist doch eine Verringerung zu konstatieren. Auf 100000 Personen der weiblichen strafmündigen Bevölkerung wurden 1882, dem Anfangsjahr der deutschen Kriminalstatistik, wegen Verbrechen und Vergehen verurteilt: 379, 1911 dagegen nur 371. Diese unerhebliche Abnahme erscheint erst im rechten Lichte, wenn man sie mit der starken Zunahme der Kriminalität beim männlichen Geschlecht vergleicht. Auf 100000 männliche Personen entfielen 1882: 1667 Verurteilte, 1912 aber 2049. Die Kriminalitätsziffer hat also beim männlichen Geschlecht um 22,9 Prozent zugenommen, während sie in der gleichen Zeit beim weiblichen zurückgegangen ist. Während 1882 auf 100 männliche Verurteilte 24,7 weibliche Verurteilte kamen, waren es 1911 nur noch 19,5. Dabei sind die wegen Verletzung der Wehrpflicht Verurteilten natürlich nicht mitgezählt, da ein solches Vergehen bei der Frau fortfällt. An der Gesamtkriminalität war die Frau 1911 mit 16,1 Prozent beteiligt, und zwar waren weiblichen Geschlechts unter allen wegen Kuppelei Verurteilten 96,4 Prozent, unter allen wegen Meineids Verurteilten 44,5 Prozent, unter allen wegen Hehlerei Verurteilten 40,6 Prozent, wegen Beleidigung 39,3 Prozent, wegen einfachen Diebstahls 30,7 Prozent, wegen Unterschlagung 20,5 Prozent, wegen Erpressung 18,2 Prozent, wegen Todtschlags 16,8 Prozent. Als vorzugsweise weibliche Straftaten erscheinen also vor allem die Kuppelei, dann auch Meineid, Hehlerei und Beleidigung. Eine typisch männliche Straftat ist dagegen Raub und räuberische Erpressung; auf je 100 aller wegen dieses Verbrechens Verurteilten kamen nur 3 weiblichen Geschlechts.

Was die Amerikanerin darf und nicht darf.

Was würde wohl eine deutsche Mama sagen, wenn ihre Tochter in diesen Sommertagen zum „Camping" auszöge? Bei dieser in Amerika beliebten Veranstaltung wandert eine ganze Gesellschaft von jungen Männern und Mädchen aufs Land hinaus, errichtet mitten im Walde einige Zelte, und verbringt dort im Freien ein paar Tage oder Wochen. Man bereitet gemeinsam die Mahlzeiten auf offenem Lagerfeuer; man singt, badet, marschiert zusammen und schläft nachts in engbeieinanderstehenden Zelten oder in Seite an Seite befestigten Hängematten. Während es bei uns wohl um den Ruf des jungen Mädchen geschehen wäre, das so etwas wagte, ist es im „Lande der Freiheit" gang und gäbe.

Es wirft ein helles Licht auf den Unterschied der Moralanschauungen bei uns und in den Vereinigten Staaten, wenn man einmal, wie dies ein interessanter Aufsatz der „Dame" tut, fragt, was der Amerikanerin erlaubt ist und was nicht. Die feinste Dame, die auf einen tadellosen Ruf hält, kann z. B. in Amerika allein zum Lunch in ein großes elegantes Hotel gehen; das Reisen junger Damen ohne jede Begleitung ist eine ganz alltägliche Erscheinung, und der Verkehr zwischen jungen Herren und Mädchen ist, wie nicht nur das „Camping" beweist, von einer Ungezwungenheit, die man sich bei uns nicht träumen läßt. Die strenge Scheidewand, die bei uns schon in der Schulzeit zwischen den beiden Geschlechtern errichtet wird, ist in Amerika gefallen. Knaben und Mädchen sitzen auf der gleichen Schulbank, haben gemeinsame Turnstunden, und der herangewachsene Amerikaner hält es für das Selbstverständlichste von der Welt, auf dem Tennis- und Croquet-Platz ebenso wie im College das Mädchen als einen guten Kameraden anzusehen. Und sind die jungen Leute Herr und Dame geworden, dann setzt sich dieser freundschaftliche Verkehr ganz von selbst fort. Er holt sie zum Five o'clock tea oder zum Spazierengehen ab, und zwar betritt er direkt ihr Wohn- und Arbeitszimmer, ohne die Frau Mama oder den Herrn des Hauses zu Gesicht zu bekommen. Will man nicht ausgehen, dann telephoniert Mitz Stella oder Mitz Alice einfach in die Küche herunter und läßt in ihrem Zimmer zu einem Diner für zwei Personen decken. Oder Mitz Stella verspürt den Wunsch, sich einmal abends gut zu amüsieren. Sofort telephoniert sie an „Lionel" — man nennt sich schon nach ganz kurzer Bekanntschaft drüben mit dem Vornamen — und lädt ihn ins Theater ein, worauf er mit einer Einladung zum Abendessen im Hotel antworten muß. Ist er verhindert, so wendet sich Stella an Bertie, Joe, Fred oder einen anderen aus dem halben Dutzend Freunden, die sie jeder Zeit zur Verfügung hat.

Die Eltern brauchen bei all dem nicht die geringste Sorge um die Tochter zu haben, denn sie wissen, daß der junge Mann seine Grenzen ganz genau kennt, daß die Tochter zuviel Selbstachtung besitzt, um sich etwas zu vergeben, und außerdem als Smartesttimerikanerin sich zu fühl und berechnend ist, um sich ihre Heiratsschancen zu verringern.

Die Frauen und die Männer.

In einer Londoner Zeitschrift veröffentlicht ein etwas skeptischer und philosophisch angehauchter Mitarbeiter ein Bündel weiser Betrachtungen:

Vieles prächtig Wahre für die Witwen. Wer eine Witwe heiratet, weiß vielleicht, was er bekommt. Wer ein Mädchen heiratet, weiß mit Sicherheit nur, daß er das nicht bekommt, was er zu bekommen glaubt.

Bald nach der Heirat entdeckt der Mann, daß er in der Verlobungszeit zuviel geschwatzt hat.

Zwei Drittel aller Männersorgen tragen Unterröcke.

Der Mann, der vor seiner Frau keine Geheimnisse hat, hat entweder keine Geheimnisse oder keine Frau.

Eine Frau verbringt zwei Stunden am Toilettetisch, um den Liebhaber auf zwei Minuten zu empfangen und ihm zu sagen, daß sie ihn nicht erwartet habe.

Wenn ein Mann sich für ein Genie hält, läßt er sich das Haar lang wachsen; wenn eine Frau glaubt, eine Aufgabe zu haben, schneidet sie es sich kurz.

Wenn ein Mann in der Untergrundbahn hübsche Mädchen nicht ansieht, ist die Dame, die neben ihm sitzt, die Frau Gemahlin.

Ein ungeheuerliches Maß von Klugheit und Lebenskunst gehört dazu, das Montagsfrühstück zu einer fröhlichen Mahlzeit zu machen.

Die Frau begehrt alles, was die Männer besitzen, Schnurrbart und Glatze ausgenommen.

Die Welt beurteilt einen Mann nicht nach seiner Kleidung, sondern nach den Kleidern seiner Frau.

Die einzigen sicheren Dinge in diesem Leben sind die, die sich bereits ereignet haben.

Die Frau, die um eines Heimes willen heiratet, zahlt eine teure Miete.

Lustige Ecke.

Ein Seebär. Dame (auf dem Promenadendeck eines Ozeanriesen): „Nicht wahr, Herr Kapitän, die Passagiere ermüden Sie doch allzu sehr mit ihren Fragen?" Kapitän: „Ja, gnädige Frau, und was wünschen Sie noch zu wissen?"

Menschliche Unvollkommenheit. Fritz: „Willst du damit etwa sagen, daß ich ein vollkommener Idiot wäre?" Sie: „Ach, nein! . . . Niemand ist in dieser Welt vollkommen!"

Die zweite Geige. Hck: „Spielen Sie irgendein Instrument?" Beck (traurig): „Ja, die zweite Geige — zu Hause."

Die Lebensgefahr. „Wie geht es Ihrer Frau, Mr. Dumpy? Ich hoffe, sie ist außer Gefahr." „Nein, der Doktor ist immer noch bei ihr."

Der nachlässige Ehemann. „Mein Mann ist doch so schrecklich nachlässig! Immerfort verliert er die Knöpfe." „Aber vielleicht sind sie nicht gut angenäht?" „Das ist's ja gerade: er näht sie immer so nachlässig an!"

Sein Leid. Giovanni (zum Kaufmann): „Mir scheint, daß Sie heute sehr schlechter Laune sind." Kaufmann: „Ich habe auch Grund genug dazu. Eben ist der Inspektor dagewesen und hat die Maße und Gewichte revidiert . . ." Giovanni (lächelnd): „Und da hat er gefunden, daß Sie immer 900 Gr. für ein Kilo geben?" Kaufmann: „Viel schlimmer! Er hat gefunden, daß ich immer 1100 Gramm gewogen habe!"

Der Physiker. Sie saß entzückend aus in dem blauen Goldbrochtkleid mit Perlenbesatz. Er sank in die Knie und bat mit liebenden Blicken um ihre Hand. „Neulich" — sagte sie bitter — „als Sie mich in der einfachen Waschbluse sahen, blieben Sie kalt wie Stein!" — „Wolle" entschuldigte er sich — „ist ein schlechter Wärmeleiter!"

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 27:
Cholera, Holle, Orel, Lerche, Erle, Rahel, Arche.

Wir haben so viele richtige Auflösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Die Prämie: „Die Valenzianerin", Roman von Hackländer.
entfiel auf **L. Lilie**, Ammendorf.

Rätsel.

Welcher Arm macht den meisten Lärm?

Prämie: „Humoristischer Hausschatz" von G. Ritter.

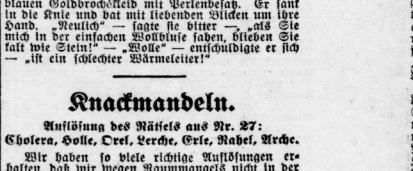
Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag** früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die 4 Farben; A Ass; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 3 Spieler.)

M., der Mittelhandspieler, verliert a-Handspiel (Eichel- Treff-Solo) auf folgende Karte:
a dB, aK, D, 9, 8; bA, D, 8, 7.

Deutsch.



Französisch.

Treff-Bube, Carr.-Bube, Treff-König, Treff-Dame, Treff-Neun, Treff-Acht, Picaue-As, Picaue-Dame, Picaue-Acht, Picaue-Sieben.

V. hatte bis c-Handspiel gehalten, das er sechstrümpfig hatte, aber auch nicht gewinnen könnte. Im Skat lagen cA, dA. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 24.

Kartenverteilung:
M. a10, 9, 7; b10, K, D, 7; d9, 8, 7.
V. a D c dB; aK, D; bA, 9, 8; cA.
H. aA, 8; c10, K, D, 9, 8, 7; dA, 10.
Skat: dK, D.

Spiel:
1. B. bD, bA, aA (— 25). — 2. H. c10, a10, cA (— 31).
3. B. b10, b8, dA (— 21). — 4. B. bK, b9, d10 (— 14).

Damit haben die Gegner 91.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Bruck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Johannes Bronk, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 28 — **Halle a. S., Sonntag, den 12. Juli** — **1914**

Der Blick des Neides sieht zu seiner eigenen Pein,
nur alles Fremde groß und alles Eigene klein.

Friedrich Rückert.

Der neue Simson.

Von **Martin Proskauer.**

Vor den großen Glasscheiben des riesigen Cafés schaukelten grelle Bogenlampen und zerrissen das Dunkel der Straße. Unaufhörlich klappte die Drehtür, an der ein goldbestickter Portier nachlässig grüßend die Hand hob; und immer neue Menschentrupps drängten sich durch die kreisenden Türflügel, an denen wie an allen Fensterscheiben die großen, roten Plakate klebten. Mit schwarzen, hohen Buchstaben verkündeten sie, daß hier in diesem Monat „Signore Maledetto, der verrückteste Kapellmeister der Welt", mit seiner Kapelle aufspielte.

Drinnen im Café drängten sich Stuhl an Stuhl die Menschen, breit und schwarz lagerten sie auf Sesseln und Sofas, lehnten die Arme auf die Marmortischchen und preßten sich in die Gänge. Wände und Geräte blinkten in protzigem Luxus, bunter Marmor fügte sich an goldene Mosaikstreifen, gelbes Holz und Messingbeschläge gaben einen angenehmen hellen Hintergrund. Und zwischen diesen unfeinen, wohlberechneten Effekten bewegte sich die Menge der Besucher, die ungeheure Schar der halb Bürgerlichen, der innerlich ungefestigten Existenzen, die der Wunsch nach einer lichteren, kostbareren Umgebung als ihre eigenen nüchternen Stuben, eine unreine dumpfe Sehnsucht nach äußerem Luxus und billigem Nervenreiz hierhergetrieben hatte.

Alle Köpfe waren nach dem Musikpodium gedreht, wo gerade Signore Maledetto, die Berühmtheit der roten Plakate, einen amerikanischen Marsch dirigierte. Der kleine, schlanke Mann im Frack, der durch überlange, fortgesätig gekämmte Haare auffiel, gab die ersten Takte ganz ruhig. Aber mit der Melodie wurde er beweglicher, schlenkerte die Glieder, knickte beim Paukenschlag zusammen, sprang hin und her, daß die Haare um sein Gesicht flogen, und schlug zuletzt im Rhythmus des Marsches einen Purzelbaum um, sofort wieder aufspringend, den Schluß ruhig stehend zu dirigieren.

Das laute Beifallklatschen übertönte den Lärm des Sprechens und des Geschirrklappernds und ruhte nicht, bis Maledetto das Zeichen zu einem zweiten Stück gab. Wieder sprang er und wand sich wie ein Clown, warf die Haare mit einem Ruck über das Gesicht und tanzte in grotesken Gliederverrenkungen auf und nieder.

Signore Maledetto war früher wirklich musikalischer Exzentrik in einem Zirkus gewesen, und, wie mancher andere, auf den Gedanken gekommen, den immer magerer werdenden Boden der Zirkusarena zu verlassen und in die fetten Gründe der Musikcafés einzuziehen, die gerade nach neuen Sensationen für ein kritikloses und ohne Geschmack genießendes Publikum suchten. Maledetto, der natürlich im bürgerlichen Leben ganz anders hieß, hatte Glück. Sein musikalisches Gefühl sicherte auch den tollsten Sprüngen seiner Kapelle den soliden Untergrund, und die frühere Laufbahn als Clown gab ihm die Fähigkeit, durch akrobatische Späße besser als alle anderen exzentrischen Kapellmeister zu wirken. Er war allmählich eine Zugnummer geworden und verdiente sehr viel Geld.

Zuerst hatte er noch, innerlich der ganzen Komödie überlegen, sich selbst und die andern, die ihm zujubelten, verhöhnt und bewußt empfunden, daß er doch nur der Musikclown geblieben war. Aber langsam war ihm dieses Bewußtsein verblaßt, der Beifall, der jeden Abend um ihn tobte, das viele leichtverdiente Geld weckten den schnell bereiten Künstlerglauben in ihm, und nach einiger Zeit war aus dem ironischen, ernsthaft dreinschauenden Kirkusartisten der eitle, wohlgefällige, glatte Liebling der Cafébesucher geworden, der die üblichen leichten Erfolge in der Liebe hatte, sich selbst am wichtigsten nahm und in der Pflege seines langens Haarschopfes eine der besten Tagesbeschäftigungen sah. Denn er wußte, wie gerade das weiche, braune Haar, das ja so deutlich den Künstler bewies, auf die Frauen wirkte und damit einen wichtigen Teil seines Erfolges ausmachte.

In eine Ecke des Cafés gequetscht saß der Friseurgehilfe Bruno Brustmann mit seiner Braut und sah mit heftigem Unbehagen, wie sie sinnverloren auf den berühmten Mann dort auf dem Podium starrte, dem die braunen Haare gerade wieder in langen Strähnen um das Gesicht flogen.

Einige zärtliche Versuche seiner Hand wies Anna, Brustmanns Braut, ziemlich kurz ab, um sich wieder ungeniert dem Anblick Signor Maledettos hinzugeben. Der Kapellmeister war, wie stets, auch heute wohl beschäftigt, die vielen schmeichelnden und bewundernden Blicke der Frauen ringsum aufzufangen und je nach Wärme und Tiefe mit einem Blitzen seiner schwarzen Augen zu beantworten. Eben jetzt fand er Annas Augen aus der Menge heraus und sah in ihnen den wohlbekannten Ausdruck, der ihn sofort zu einem ausdrucksvollen Gegenspiel veranlaßte.

Bruno Brustmann, der kleine, blonde Friseurgehilfe, saß dabei und fühlte, obgleich er nichts davon gesehen hatte, mit dem tierartigen Instinkt der Liebenden, wie in dem Empfinden des Mädchens, das ihm bisher gehört hatte, etwas ihm Fremdes, Feindseliges aufwuchs.

Dem kleinen Friseur tat das Herz weh. Er glaubte, es sei nur vor Liebe, und merkte nicht, daß ihm mindestens ebenso weh der Gedanke an Annas ersparte dreitausend Mark tat, die die Gründung des eigenen Friseursalons ermöglicht hätten; aber das Resultat der Gefühle war das gleiche. Er kam sich entsetzlich unglücklich und betrogen vor.

Daß inzwischen Anna von dem Kellner ein Zettelchen in die Hand gesteckt worden war, das bewies, daß Signore Maledetto ihre Augen — für diesmal wenigstens — vor allen anderen auserwählt hatte, merkte er nicht einmal. Brustmann hatte die Lust zum Bleiben verloren und verließ mit Anna das Café. Auf der Straße, zwischen den trüben, unsicher leuchtenden Laternen der Vorstadt, folgte noch die Szene; wie sie Verliebte eben in solchen Fällen aufzuführen pflegen, dann begab sich Brustmann in sein enges Dachstübchen und horchte die ganze Nacht hindurch auf das Wehgefühl in seiner schmalen Friseurbrust.

An anderen Abend wartete er vergeblich auf seine Braut, stürmte nach einer Stunde nervösen auf der Straße Stehens vor das Café und sah durch die Fenster Anna, das vielgeliebte Mädchen, in nächster Nähe des Podiums sitzen. Er starrte auf Anna und Maledetto und preßte sein Gesicht an die Scheibe, bis seine Nase den Leuten, die hinter dem Glasfenster saßen, wie ein weißer, runder Knopf erschien und sie lachend darauf zeigten. Da erwachte er aus seiner selbstvergessenen Erstarrung und verschwand in der Dunkelheit. — —

Drei Wochen später betrat Signore Maledetto den Friseurladen, in dem er alltäglich sein Haupt mit den feinsten Künsten der scharfen Messer und wohlriechenden Wässer behandeln ließ. Als er sich in den Stuhl zurücklehnte, stürzte dienstfertig ein kleiner, blonder Gehilfe auf ihn los; Maledetto aber wies ihn mit ungebuldiger Handbewegung ab und rief nach dem Meister, der allein in die Ritualien der vorzunehmenden Waschungen und Handgriffe eingeweiht schien.

„Ein neuer Gehilfe", erklärte der Meister der Schere dem Meister der Kapelle, während er ihm die weißen Tücher umband, „er rasiert und frisiert vorzüglich", und wies mit einer Kopfbewegung nach dem kleinen Blonden, verbindlich dazu lächelnd.

„Ich mag keinen fremden Menschen an meinen Kopf lassen", antwortete Signore Maledetto und überwachte dann schweigend die Pflege seiner Haare. Sie wurden sorgfältig gekräuselt, gebürstet, mit engen und weiten Kämmen gekämmt, angefeuchtet und parfümiert; endlich lagen sie wieder seidenweich und glänzend über den Kopf gestrichen bis fast auf die Schultern.

Wieder ein paar Tage später erschien Maledetto im Laden des Friseurs, wo ihm der kleine Blonde auf seine Frage erklärte, der Meister sei erkrankt und könne heute nicht ins Geschäft kommen.

„Aber wenn Sie gestatten, traute ich mich schon, es ebenso zu machen, Herr von Maledetto", setzte er bescheiden hinzu.

Der Signore überlegte, dann nahm er mit einem Seufzer den Hut ab und setzte sich, mit dem deutlichen Gefühl, dem kleinen Mann eine Gnade zu erweisen.

Der blonde Gehilfe arbeitete rasch und schweigend. So sehr auch Maledetto aufpaßte, es kratzte und zwickte nichts, mit leichter Hand behandelte er ihm Gesicht und Kopf. Nun kam die heilige Handlung, die Frisur. Nach einer Weile lagen die [illegible]re lang und glatt geordnet da.

„Ganz gut", sagte Maledetto gönnerhaft und besah sich aufmerksam im Spiegel. „Ganz gut!" Und er wollte sich erheben.

„Einen Moment bitte!" flüsterte der Friseurgehilfe, „hier hinten stehen ein paar Härchen heraus, das müßte ich wohl glatt schneiden!"

„Ja natürlich, das muß tadellos sauber sein, wie mit einem Schnitt!" nickte Maledetto.

„Jawohl, ganz recht, wie mit einem Schnitt!" wiederholte der blonde Gehilfe und ging an die Wand, wo die Scheren an einem Brett hingen. Er prüfte lange, nahm eine der größten Scheren und schnappte damit ein paarmal, als ob sich die Schneiden aneinander wetzen sollten.

Dann beugte er sich zu dem Kopf des Kapellmeisters, strich mit der Hand die Haare glatt und setzte die Schere an.

„Vorsichtig!" sagte der Kapellmeister, „nur die äußersten Spitzen wie mit einem Schnitt!"

Da beulte ihm der kleine Barbier plötzlich ins Ohr:

„Wie mit einem Schnitt, du Hund". riß die Schere auf, daß sie wie ein hungriger Schnabel klaffte, und raufte mit ihr von unten nach oben über den Kopf des Signore, daß die braunen Haare in dicken Büscheln abgeschnitten zu Boden fielen.

Es war nur ein Schnitt, nur eine Sekunde, dann sprang er zurück; Maledetto fuhr auf, aber der weite Friseurmantel hinderte ihn in seinen Bewegungen. Der Gehilfe war schneller, er ließ die Schere fallen, riß seinen Hut vom Haken und lief zur Tür hinaus. Als Maledetto sich aus dem weißen Mantel herausgearbeitet hatte und zur Tür stürzte, sah er nur noch ganz hinten, schon straßenweit entfernt, eine kleine Gestalt im weißen Friseurjäckchen entfliehen und bald um eine Ecke verschwinden.

Signore Maledetto trat in den Laden zurück und besah seinen Kopf. Da war handbreit eine tiefe Lücke in das Haar gefurcht, wie mit einem einzigen Biß herausgeschnappt, und traurig hingen zu den Seiten die langen Haarsträhnen herab.

Er setzte sich, um nachzudenken, in einen Stuhl, dann fuhr er auf, ließ den Laden leer und offen

Gedenktage der Woche.

12. Juli 1694 Gründung der Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg.
1874 Fritz Reuter †
1887 Alfred Krupp in Essen †

13. Juli 1816 G. Freytag, Dichter u. Historiker, *
1870 Abweisung Benedettis durch König Wilhelm in Ems.
1878 Berliner Friede.

14. Juli 1789 Erstürmung der Bastille.
1792 Letzte Kaiserkrönung in Frankfurt am Main (Franz II.).
1817 Frau von Staël †
1884 Besitzergreifung von Kamerun.

15. Juli 1099 Erstürmung von Jerusalem.
1606 Rembrandt *
1664 Letzte Hexenverbrennung in Halle auf dem Giebichenstein (250 Jahre).
1890 Gottfried Keller †

16. Juli 622 Mohammeds Flucht (Hedschra).
1216 Papst Innozenz III. †
1857 Béranger, französ. Liederdichter, †

17. Juli 1762 Peter III. von Rußland wird erdrosselt.
1792 Kościuszko siegt bei Dubienka über die Russen.
1793 Charlotte Corday enthauptet.

18. Juli 1374 Petrarca †
1870 Unfehlbarkeitserklärung des Papstes.
1876 Der Germanist K. Simrock †

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140712026/fragment/page=0001

stehen und lief zum nächsten Polizeibureau, wo sein Bericht eine Heiterkeit erweckte, die ihm ganz unverständlich war. Man nahm ein Protokoll auf und hieß ihn dann gehen. Mit einem dumpfen, unsicheren Gefühl, als ob ein Unglück über ihn gekommen sei, wanderte er weiter und betrat schließlich wieder einen Friseurladen, wo er sich den Besitzer rufen ließ und eine lange Unterredung mit ihm hatte. Dann setzte er sich wieder in einen Sessel und ließ sich, während er die Augen geschlossen hielt, die noch gebliebenen Haare kurz schneiden. Dann wurde ihm ein Maß um den Kopf gelegt, der ihm selbst plötzlich fremd und kalt aus dem Spiegel entgegensah, und er wählte aus vielen Proben das Haar für eine Perücke aus, die schleunigst angefertigt werden mußte und auf lange Zeit hinaus das geschändete Haupt decken sollte.

Am Abend trat er im Café auf das Podium, wo die Kapelle und ringsum Hunderte von Gästen auf den verrückten Kapellmeister harrten. Er tat, als ob er das seltsame Köpfebrechen und Rauschen leiser Stimmen nicht hörte und gab das Zeichen zum Beginn. Rasselnd klang der amerikanische Marsch; Maledetto sing an zu springen und zu tanzen, aber der Kontakt mit dem Publikum, das Gefühl der Naiden, schnell gewonnenen Bewunderung blieb aus. Er suchte nach den glänzenden Augen, die sonst aus so vielen Frauengesichtern zu ihm gestarrt hatten, er sah sie nicht. Ringsum waren nur harte, kalte Augen mit staunendem, enttäuschtem Ausdruck, die ihn still und lauernd beobachteten. Seine Sprünge wurden grotesker und gelenkiger als je. Die Bergangenheit fiel ihm ein, wie er als armseliger Musikclown das kalte, teilnahmslose Publikum im Zirkus erwärmen und erheitern sollte; und die große Bergangheit jener Tage, die dem eitlen Künstlerstolz des Erfolges gewichen war, sprang jäh in seiner Seele auf. Da schrillte gellend ein Pfiff aus einer Ecke des Cafés, ein paar Zurufe und höhnische Schreie klangen; und statt des Beifalls der anderen Abende tobte, plötzlich losbrechend, ein böser feindseliger Lärm um ihn. Servierten und Brotkörbchen flogen gegen den Flügel, vor dem er stand, und ein Milchkännchen rollte klappernd die Stufen des Podiums herunter. Ringsum tobte die entfesselte Menge, alle Stühle waren leer, alle Menschen waren aufgesprungen und blickten mit gehässigen Augen nach dem kleinen Mann, der jetzt vom Podium stieg, den Taktstock fallen ließ und, die beiden Hände verzweifelt über den Kopf haltend, als ob er die Quelle seines Unglücks verdecken wollte, ein schwacher, lächerlicher Simson im Frack, gebückt aus dem Saale entwich ....

Film-Schicksal.

Skizze von A. Thurandt.

O, seinen Namen kennt ihr alle! Aber ich habe meinem Freunde, dem berühmten Kino-Darsteller, der hier in meiner kleinen Lebensskizze unter dem Pseudonym Erich Stolten vorgeführt werden soll, mein Wort geben müssen, ihn nicht zu verraten. Und ich bin mit mir im Augenblick, da ich diese Zeilen niederschreibe, schon etwas im unklaren, ob ich nicht mit meiner Geschichte bereits zu viel enthülle. Hoffentlich nicht.

Nein, Erich Stolten, hätte denjenigen, der vor drei Jahren seine zukünftige Laufbahn prophezeit, mit seinen derben friesischen Fäusten gewiß recht unsanft die Treppe hinabgeworfen. Denn wer hätte auch ahnen können, daß ein Film für ihn, den verträumten Lyriker, schicksalsbestimmend werden könne, und daß ein anderer Film — doch, das erfahrt ihr ja noch früh genug.

„Gebuld ist ja eine ganz hübsche Sache, bester Herr Stolten", trat seine Wilmersdorfer Wirtin an einem schönen Sommermorgen mit dem Kaffee bei ihm ein, „aber man wird nicht satt davon. Und Sie können sich wohl denken, daß mir der Hausbesitzer hier die Etage auch nicht gerade gratis und franko überlassen hat. Eine Pinkepinke ist der anderen wert! Tun Sie mir schon den Gefallen und pressen Sie sich wenigstens einen kleinen Goldhuckß aus den Rippen."

„Als ob ich das Goslaer Dukatenmännlein wäre!" erwiderte Erich melancholisch. „Aber ich will Ihnen mal was sagen: Pumpen Sie mir gutwillig zwanzig Pfennig, damit ich nach Tempelhof hinausfahren kann und mich mal höchstpersönlich nach meinem Jungen Film erkundige. Daß ich das Mittagessen immer wieder mal ausfallen lasse, macht mir fast gar nichts. Nur wenn ich die Kilometer noch per pedes apostulorum —"

Als Erich mit seinen zwei Groschen angenehm beschwert unten auf der Straße stand, meinte er philosophisch zu sich selbst: „Ich glaube, es ist für meine Stimmung im allgemeinen als auch im besonderen förderlich, wenn ich mir für den einen Groschen ein paar Zigaretten erstehe. Auch ist es wohl hygienischer, die Gelegenheit des Rückweges als Spaziergang zu benutzen."

Je weiter der Rollring-Zug das weite, mit Stullenpapier besäte Tempelhofer Feld umkreiste und den Kreuzberg aus der Ebene aufwachsen ließ, desto kleiner wurde in Erich die Zuversicht, daß ihm dieser sonnige Vormittag überhaupt zu etwas klingender Münze verhelfen könne. Wenn der Dramaturg mit seinem Manuskript etwas anzufangen wüßte, hätte er ihm doch schon längst Nachricht zukommen lassen. So konnte sein heutiger Besuch höchstens die Prüfung, die wahrscheinlich mit der Rücksendung gleichbedeutend war, bestätigen.

Es ereignete sich, daß der Weg vom Bahnhof Tempelhof bis zur Fabrik der Filmgesellschaft „Clou" noch ein ziemlich weiter und auch ein ziemlich schattenloser war, so daß Erich erst nach einer guten halben Stunde sehr erhitzt vor dem merkwürdigen Glashaus ankam, das wie ausgestorben dalag.

Ein mürrischer Portier verwies ihn ins Hochparterre, allwo ihm das reichlich schnippische Fräulein der Telephonzentrale die Visitenkarte abforderte.

Naturfrieden.

Von Rudolf von Gottschall.

Hier im stillen Tal an der Bergeshalde,
Friedlich rings umkränzt vom verschwiegenen Walde,
Wo das Schilf im Teich, wenn der Abend düftert,
Träumerisch flüstert;

Wo das Mühlrad ruht vom geschwäh'gen Treiben,
Dunkler Efeu klopft an der Mühle Scheiben,
Das Gedälk umrankt, bis zum Giebeldache
Kletternd vom Bache;

Wo versteckt im Grün, das der Abend rötet,
Guß die Nachtigall von den Zweigen flötet,
Und der Mutter Gamt im Gehölz der Eichen
Blumen durchwirken:

Hier ist kampflos Glück und die alte Wahrheit,
Wie die Sonne alt und von gleicher Klarheit.
Ew'ge Gaben sind's, die Natur uns spendet,
Allen gesendet!

Groß und still ihr Gang, ihr Gesetz ist ehern,
Künden offenbar wie den Gottes Gehern?
Wieg' und Grab ist sie dem Geschlecht hienieden,
Heilig ihr Frieden!

und ihm den Weg zu einem eleganten Wartezimmer zeigte. „Ich will mal sehen, ob Herr Direktor Höcker zu sprechen ist." Und damit verschwand sie, um nach einigen Minuten mit dem Bescheid zurückzukehren: „Eine kleine halbe Stunde werden Sie sich schon gedulden müssen, wenn Sie Herrn Doktor persönlich zu sprechen wünschen. So lange wird ihn seine Konferenz mit dem Herrn Generaldirektor noch in Anspruch nehmen."

Erich machte sich nervös über die Lektüre einiger abgegriffener Filmzeitschriften und schrak jedesmal zusammen, wie bei einer unerlaubten Tat ertappt, wenn ein Stadtbahnzug näher heranschnaubte und die Fensterscheiben leise aufklirren ließ. Bisweilen klang auch wohl Mädchenlachen, Werfen von Türen, Schritteschlarren, Lauten, wieder Lachen den Korridor entlang. Erich war gerade im Begriff aufzustehen, da ihm das Warten denn doch ein wenig gar zu lange dünkte, als ein dunkelhärtiger Herr in einem tadellosen Gehrock eintrat, sich nur eben verbeugte und fragte: „Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?"

Erich trug sein Anliegen ein bißchen verwirrt und verworren vor und wurde mit dem Bescheid entlassen, daß ihm über den eingereichten Film, der sich noch in Prüfung befände — er ahnte ja gar nicht unter welcher Last von Manuskripten man fast erstickt — noch im Laufe der Woche Antwort zukommen werde. Einen Augenblick, aber auch nur einen ganz kurzen Augenblick schoß es ihm durch den erhitzten Schädel, ob er jenen tipptoppen Herrn nicht um einen Groschen, um einen Fünfziger angehen sollte, von wegen Portemonnaie vergessen haben, Stadtbahnbillett kaufen müssen und so. Aber sein alter Stolz schloß ihm sofort in energisch den Mund, daß er bereits wieder allein war.

Er schluckte ein paar bittere Worte hinunter und schlenderte den langen Korridor hinab, den er vermutlich gekommen war. Da gewahrten seine Augen ein ganz merkwürdiges Bild, das ihn erschreckt zum Stillstehen zwang:

Unter einem rosigen Sonnenschirm glitt da eine entzückende weiße Mädchengestalt durch eine Geisblattpergola und bemerkte nichts von dem alten schmiezigen Strolch, der da eben hinter einem Baum hervortrat und sich nun roh auf sein Opfer stürzte, um ihm die Handtasche zu entreißen.

Ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, durchsprang Erich den letzten Teil des Ganges und fuhr mit einem kräftigen Griff dem Banditen an die Gurgel, der jedoch den Angriff wahrgenommen haben mußte; denn Erich fühlte noch ganz dunkel, wie ihn ein mächtiger Faustschlag an die Schläfe traf — da aber schwanden ihm auch schon die Sinne.

Als er langsam wieder zu sich kam, erkannte er deutlich dieses holde Mädchenantlitz, das er doch hatte schützen wollen, und das sich nun ganz besorgt über ihn beugte; er hörte aber auch eine recht unwillige Stimme sagen: „Verpaßt uns da der Knabe in seiner übertriebenen Galanterie die ganze Szene. Gehört doch wahrhaftig nicht viel Grips dazu, hier eine Filmaufnahme zu riechen!" — Und eine andere Stimme beruhigte wieder lachend: „Nee, nee, lassen Sie nur, so etwas Natürliches ist mir lange nicht vor die Kurbel gekommen. Glänzende Bewegungen hatte der Kerl. Und dieser neue Teil paßt brillant in die Handlung. Hoffentlich bekommt ihm diese ungeahnte Mitwirkung nicht allzu schlecht, denn wo unser Benny hinkam — Aber sehen Sie, er schlägt ja schon wieder die Augen auf! Sie, mein Guter, wer hat Sie denn mit der Muffe gepufft?" — „Mit der Pauke gepiekt! heißt es", verbesserte wieder die erste Stimme.

„Gott sei Dank, er lebt", kam es freudig über die Lippen der noch immer niedergebückten Dame, die Erich am liebsten, trotz alles Sausens im Kopfe, jauchzend an sich gerissen hätte.

„Ja, ja, ich war ein rechter Kaffer!" stotterte er lächelnd und strich sich das Haar aus der Stirn. „Verzeihen Sie mir, bitte, meinen Uebereifer, der ja nun außer seiner wohlverdienten Bestrafung auch seinen Spott hat, und lassen Sie mich getrost gehen."

„Wo denken Sie hin, Herr!" schnitt ihm der Regisseur kurz das Wort ab. „Wer A sagt, muß auch B sagen."

„Und wer über so glänzende schauspielerische Gesten verfügt", fuhr der Operateur aufgeregt fort, „den läßt die Filmgesellschaft „Clou" so leichte nicht aus ihren Klauen!"

„Sieht er nicht dem Star unserer Konkurrenzfirma, dem schönen Pieter, aufs Haar ähnlich?" klatschte die kleine weiße Dame vergnügt in die Hände. „Und wäre er nicht ein famoser Partner in meinem neuen Schlagerfilm „Durch Nacht zum Licht?" Bitte, umarmen Sie mich mal. Ach, nicht so schüchtern! Sie sind doch der Komponist, der endlich seine heißgeliebte Komtesse wiedersieht. Ja, so! Ausgezeichnet! Was sagen Sie, Regisseur, leben?"

Was nun noch folgt, daß nämlich Erich Stolten im besagten Film die männliche Hauptrolle mit Bombenerfolg „kreierte", was seinen zunächst zweijährigen Vertrag mit der „Clou"-Gesellschaft zur Folge hatte und so nebenbei auch die Verlobung und Hochzeit mit der reizenden Dido — nein, ihren Namen verrate ich natürlich nicht — daß ferner jener andere eingereichte Film nach geringfügigen Umarbeitungen diesen Erfolg fast noch in den Schatten stellte, wie man zu sagen pflegt, was noch folgte (zuerst natürlich die Bezahlung jener musterhaft geduldigen Wilmersdorfer Wirtin!), ist eigentlich gänzlich nebensächlich — alles nur Phasen eines Film-Schicksals, in verschiedener Bedeutung des Wortes, aber Gott sei Dank in denkbar glücklichster Bedeutung. Wovon du dich, lieber Leser, ja jeden Abend in deinem bezüglichen Leib- und Lieblings-Kintopp (oder wenn du vornehmer bist: Leib- und Lieblings-Lichtspielheater!) eigenäugig übergezeugen kannst.

Der Schürzenjäger.

Aus meiner Jägermappe.

Von M. Pitt.

Erbarat von Plöhn, der sehr gestrenge Jagdherr, hat angeordnet, daß kein Heger, der Bazenlechner Xaver, ihm Gewehr und trockene Kleider auf die Sonderalm bringt, damit er gleich am frühen Morgen mit dem Xaver das Revier begehen kann.

Unverzüglich packt der Xaver die Kleider in einen Rucksack, schultert ein zweites Gewehr und macht sich auf den Weg zur Sonderalm. Unter dem Sprühregen, der schon seit gestern unaufhörlich vom grauen Himmel niederrieselt, stapft er munter fürbaß, den Auftrag seines Herrn zu erledigen. Mit dem ist nämlich nicht zu spaßen. Vor allem liebt er Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit. Da er seine Leute extra gut bezahlt, wird ihm auch extra gut pariert und der Xaver hofft, sein Lebtag in diesem angenehmen Dienst bleiben zu können, damit seinem Weib und dereinstigen Kindern einmal nichts abgeht, wenn er die Zenta von der Sonderalm heiratet.

Die tosende Welzach bald zur Rechten, bald zur Linken, schreitet der Bursch durch die schweigenden Fichten des Jochtals, über altschriges Moos empor zum Bergsattel. Steiler und rauher wird der Weg. An Stelle des Waldes tritt Latschengestrüpp und Alpenrosenkraut. Näher läuft der Steig an die Wand, schmäler windet sich der Pfad über Geröll durch die Schrofen. Die Schneekrone des Rittenstocks ist endlich geschneiten. Schütternd steigt aus dem Schneebann der Lärchwald und Aletsch, Eisenhut, Zahnwurz und Steinraute klettern tüftig am Schnitgriesel den Felsen hinauf.

Immer gröber rauscht der Regen nieder. Dem Xaver aber verschlägt das nichts. Zur Bewußtsein, mit diesem Weg eine seiner Pflichten zu tun, schmaucht er behaglich seine Pfeife und macht stille, beschwiegene Pläne bis in die fernste Zukunft. Er schmunzelt vergnügt, wie hinter dem Kar das flache Dach der Almhütte aus dem Regenschleier auftaucht, blauer Rauch sich wirtlich darüber kräuselt. Nun öffnet er die niedere Türe und was er in dem gemütlichen Raum erblickt, ist ihm ein Labsal für Herz und Magen: die saubere, mollige Zenta, hochgeschürzt am Herdfeuer, mit den nackten drallen Armen einen Schmarrnteig rührend.

Sie erschrickt freudig, als sie den Xaver so unvermutet eintreten sieht, aber sie ist ein wenig rasch, die Zenta, und hat nun einmal das Prinzip, die Mannsbilder schlecht zu behandeln. Und so erwidert sie sein „Grüß Gott", indem sie ihn anschreit: „Heilige Maria, Mutter Gottes, wie schaust denn du aus . . .!? Macht gleich, daß du rauskommst. Bei mir herein ins sei sei Saustall ."

„Weiß schon . . . Bin ja auch keine Sau," erwiderte er launtig und tritt sofort in den Vorraum zurück, legt den triefenden Rucksack ab, stellt das Gewehr daneben, kommt wieder herein, reibt sich am Herd die vom immer noch recht frischen Maiglöckerl erkalteten Hände und will der Zenta einen Kuß applizieren. Aber sie wehrt stumm, mit dem Kochlöffel auf einen zweiten Gast deutend.

„Ho, Servus, Niederdronner . . . Hab' dich in deinem Winkel gar nicht ausfindig machen können."

Der Heger Bazenlechner und der Jäger Niederdronner, beide in gleichem Sold, reichen sich die Hände. Da der Angeredete aber weiter gar nichts sagt, sondern nur verdrossen dreinschaut, setzt sich der Xaver nicht neben ihn, sondern macht sich's am grünen Kachelofen bequem und brummt mohlig: „Gut sein is's da . . ."

Während er auf der breiten Ofenbank mit lautem Schmatzen dem Schmarrn große Ehre antut, den die Zenta ihrem Schatz in unsagenbarer Dosis mit kreischt: „Laß dir's schmecken . . ." vorsetzt, grübelt der andere, wie er den Xaver, der in das längstgewünschte unaestörte Zusammensein mit der Zenta so ungelegen hereinplatzt, aus der Hütte entfernen könne.

Halt! Er hat's.

„Brauchst dir's net zu kommod machen, Bazenlechner . . . Der Herr Graf hat mir ang'schafft, wenn ich dich seh', sollst gleich weiter auf die Jagdhütten . . . Um 7 Uhr kommt der Wissen im Mund stecken. Er fragt nicht, wieso und warum. Er ist es gewohnt, des Jagdherrn Befehl ohne Gegenrede auszuführen. Er lockt also seinen Teller sauber aus, wischt sich den Mund mit dem Rockärmel, wechselt mit seinem Schatz einen kräftigen Handschlag und verläßt ohne weiteres die Alm.

Kaum ist der Xaver draußen, im anhaltenden Schnürlregen den mühsamen Aufstieg zur Jagdhütte zu machen, da stürzt der Jäger auf die Zenta los und bedeckt ihr rundes Gesicht mit glühenden Küssen. Kraftvoll stößt sie ihn zurück und gibt ihm eine schallende Ohrfeige: „Was fällt denn dir net ein, du Bildling?" Er lacht ihrer Wut. „Sei net so bös'g und spert' dich net . . . Bist auch net mehr wie andere . ."

„Ich hab' auch noch nie was Besonders in mir g'seh'n . . . Aber ich bitt' mir aus, daß du ein rechtschaffenes Dirndl respektierst, was bereits seinen Hochzeiter hat . . . Hast das doch gewußt und bist früher auch net kommen . . ."

„Werd' jetzt steftiger zulehren," sagte er zudringlich.

„Wegen meiner braucht dich sei net strapazieren . . . hab' bisher auch ohne dich gelebt . . . ."

Er lachte hämisch auf.

„Vielleicht bist eines Tages froh, wenn du deinen Hochzeiter gegen mich austauschen kannst . . ."

„Du — da darf dich's lange Warten net verdrießen," schleudert sie ihm zornig entgegen, reißt seinen grünen Hut mit dem Gamsbart vom Nagel und wirft ihn hin.

„Geh' . . . Ich hab' dich net g'rufen . . . . Nimmst den Hinweg für den Herweg . . . ."

„Brauch' dich net zu eine Auskunft . . . Noch ein weidgerechter Jägersmann, der sonst so viel Glück bei den Madeln hat, von einer Sennerin nicht bieten lassen . . ."

„Schau, ich hab' dich so viel gern, Zenta . . ." schmeichelt er nun. „Und ich bin doch gewiß ein feinerer Kerl wie der Xaver . . . Sei g'scheit und halt' dich zu mir . . . Der Jagdherr hat mir die Försterei am Kanzelfall versprochen . . . Wär' doch ein ander Leben als mit so einem Trottel, der sich mir nix dir nix forschicken läßt . . ."

Blitzenden Auges fragt die Zenta: „Hast ihn du angedraht?"

„Freilich," entgegnet er unverfroren. „Is gar net wahr, daß der Jagdherr mir was ang'schafft hat . . . Und der Depp lauft gleich in die Jagdhütten nauf, während wir zwei . ."

„Du Lump du . . .! Möchtest mich um meine Ehr' und den braven Xaver um sein Brot bringen," sagt sie empört und ringt mutig mit ihm, ihn zur Hütte hinauszustoßen.

„Was geht hier vor . . .!?"

Ebenso naß wie vorhin der Xaver, tritt der Jagdherr auf klappenden Bergschuhen herein und schaut das Paar streng-fragend an. „Viel zu vornehm, sich in eine Liebesaffäre zu mischen, um die es sich zu handeln scheint, wechselt er das Thema und fragt unverminelt: „Wo ist der Bazenlechner?"

Der Jäger zuckt die Achseln. Die Zenta aber, die sich durch des Grafen verächtlichen Blick gedemütigt fühlt, will um keinen Preis, daß er etwa den Niederdronner für ihren Schatz hält, aber den Xaver für einen faulen Schlampen. Stolz lehnte sie deshalb des Jägers Augenzuwinkern ab: „Na, Niederdronner, zum Leimstick und Fliegenfangen geb' ich mich net her. Der Bazenlechner Xaver war da. Aber dem Herrn Jäger hat's net paßt und da hat er ihn auf die Jagdhütten nauf'schickt."

Da wird Graf Plöhn tiefschrot vor Zorn. „Das haben Sie sich erlaubt?"

„Ich hab' ja net wissen können . . . Er hat auch nix g'sagt, daß der Herr Graf ihn auf die Sonderalm bestellt hat . . ."

„Geht Sie auch gar nichts an," brüllt der Herr den verdutzten Jäger an. „Kümmern Sie sich weniger um die Mädchen und mehr um Ihre Pflichten . . . Oder waren Sie wenigstens in meinem Interesse so schlau, dem Bazenlechner das Gepäck abzujustizieren, daß der morgige Pirschgang gesichert ist?"

Gebrochen schweigt sich der Jäger sein Urteil.

„Mit der Försterei am Kanzelfall ist's nun natürlich nichts," erklärt ihm der erzürnte Herr gerade heraus, und öffnet die Türe, so daß der Niederdronner keinen Zweifel mehr hat, wo er hingehört. Er weiß sein Unrecht gutmachen und geht auf die Jagdhütte, dem Xaver den derben Scherz selbst einzugestehen. Der aber, fürchtend, daß er zum zweiten Mal gefoppt werden soll, prügelt ihn windelweich.

Der Niederdronner wird seine Weidgerätte in ein anderes Revier verlegen müssen.

Der Mutter schenk' ich, der Tochter denk' ich.
Goethe.

Aus der Welt der Frau.

Töchter ohne ihre Mutter, sind wie Lämmer ohne Hirt.
Herder.

Lingeriekleider.

Von Lina von Kampfz.

Wenn die Sommersonne goldige Strahlen auf die im Blütenschmuck und Blumenpracht prangende Natur wirft, dann beginnt die Zeit, in der jene Mode die duftigsten Gewandungen für ihre eleganten Fingerinnen bereit hält. Das Lingeriekleid feiert dann seine höchsten Triumphe, dies Gebilde aus hellfarbigen, duftigen Geweben, an dem, wie es scheint, die Künstler und vor allem Dingen die Künstlerinnen der Mode jeden Sommer von neuem bestrebt sind, die sinnreichen Ideen ihrer Phantasie zum Ausdruck zu bringen. Das weiße Kleid, das sich als Sommerkleid seit vielen Jahren einzig und allein behauptet hat, erscheint auch heuer wieder auf dem Plan, und zwar so reizend variiert, trotz des eigentlich beschränkten Materials, daß man mit Recht ein freundliches Modenbild erhoffen darf. Selbstverständlich ist es, daß bei dem Suchen in alten Truhen sehr lange bei den Rokokoschäferinnen und ihrer Tracht halt gemacht wurde. Dabei defaßte man sich eingehend mit den damals modernen Stoffen und ihren Mustern, um sie bei Schaffung der neuen Sommerkleider nutzbringend zu verwerten. So kommt es, daß man die als „Pompadour" bezeichneten kleinen sowie auch größeren Blumenmuster für die im Sommer modernen Stoffe vielfach antrifft, so daß das weiße Kleid nicht mehr ausschließlich dominiert, sondern sich die Rivalität von buntbedruckten Baumwollkreps Crepons, Voiles und bestickten Frottees gefallen lassen muß.

Es ist erstaunlich, in welchem Maße es der Textil-Industrie gelungen ist, alle jene Stoffarten, die wir heuer in Wolle und Seide tragen, ebenso wie die Muster in Streifen und Karos getreulich in Baumwolle nachzubilden, so daß z. B. aus Waschseiden gefertigte Jackenkostüme dem wollenen Schneiderkleidchen arge Konkurrenz machen. Aber trotzdem, was auch an waschbaren Stoffen existieren mag, und für die Sommermonate bestimmt ist, unter Lingeriekleid versteht die Mode und mit ihr die moderne Frau nun doch einmal eine „besondere Spezies", ein Kleid, was eigentlich seinem Ursprung nach ganz französisch ist, aus echtem Linonbatist, möglichst handgenäht reich mit Fältchen, Inkrustationen, Handstickerei und Spitzen usw. verziert. Valenciennes und Torchon oder irische Spitzen spielen da eine große Rolle neben echtem Filet, was in Einsätzen und einzelnen Figuren mit irischen Mustern zusammen sehr reiche Wirkungen gibt, und den Vorzug hat, eben durch die Güte des Materials sich immer wieder anwenden zu lassen. Dem Linonbatist, auch jenem aus Baumwolle, der bei uns in Deutschland im Verein mit guten Imitationen und Handstickereien sehr viel verarbeitet wird, sind in den seit Jahren beliebten Waschkleidern, die Krepe große Konkurrenten erstanden, die in diesem Sommer durch Voiletten aus weichem Waschtüll noch um ein beträchtliches vermehrt wurden.

Auch dies Material verdankt Frau Mode ihrem Stöbern in alten Schätzen. Vom Rokoko in raschem Vorübergehen aus Direktoire und Empire zu den Moden der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts, hat sie diesem die Volantröcke entlehnt, die wir Deutschen kurzweg als „Zettchen Gebert"-Moden bezeichnen, und die an dieser Stelle als ganz besonders wunderbar zur Unterstützung von Lingeriekleidern empfohlen werden sollen. Ein flüchtiger Blick auf die Mode der 60er und 70er Jahre und ihrer Stoffe, und als verwendbarer Faden der sommerliche Waschtüll, den unsere Großmütter im Verein mit Tarlatan zu ihren sommerlichen Staatskleidern getragen. Auch Organdy und weicher Mull, bei uns jetzt Glasbatist benannt, alles wieder aufgelebte Zeugen vergangener Moden, spielen bei der Verarbeitung unserer sommerlichen Toiletten eine große Rolle, nicht mindner aber auch weiße Waschseide, die besonders den Lingeriedisjun großer Generschaft anfagt. Hier kommt ein kleiner Aufputz, der Maschinenbohlsaum, ganz besonders zur Geltung. Indessen so gerüstet er erscheinen mag, so reizend sind die Effekte, die sich mit ihm erzielen lassen, und so groß ist auch bereits die Beliebtheit, deren er sich erfreut. Schon immer haben sich die französischen Lingeriesachen, auch Wäsche, durch Verwendung des schmalen Leiterbörtchens „trouvtrou" nennt es die Pariserin, ausgezeichnet, das so vorteilhaft dem Ansatz der Spitze an den Stoff, aber auch das Ansetzen eines Stoffstreifes an den andern vermittelt. Nun kommt mit den Maschinenbohlsäumen ein neuer Schmuck, der sich auch ganz besonders als Begrenzung der Tüllvolants, der kleinen und großen Kragen verwenden läßt.

Doch wenn von Lingeriekleidern die Rede ist, dann darf ein Hilfsmittel nicht unerwähnt bleiben, die „Schärpe". Denn sind es nicht die Blumenmuster aus den Tagen des galanten Zeitalters, sind es nicht die Stickerei-ornamente, die den weißen Fond des Crepes oder des Frottees unterbrechen, so sind es die leuchtenden Farben, der in Chinomustern, in römischen und in Baladerenstreifen, in schottischen Karostellungen, prangenden Schärpen, die das leuchtende Weiß der duftigen Lingeriekleider unterbrechen und belebt beleben.

Das deutsche Fräulein.

In den Pensionen und Hotels, besonders des Südens, begegnet man seit kurzer Zeit einer Erscheinung häufiger, welche unsere Großeltern — wie so manches — noch für durchaus unmöglich erklärt hätten, denn alleinreisenden deutschen Mädchen aus guter Familie. Wenn man sagt „alleinreisend", so ist das nicht so ganz wörtlich zu nehmen, denn meistens tritt diese Gattung paarweise auf, wenngleich auch die ganz Einschüchtigen nicht fehlen. Man kann sie in der Pensionen, in Venedig, in Florenz, in Rom sehen, wo sie, nett und modern angezogen (die Einschüchtigen, die ganz genau wissen, wie sehr sie beobachtet werden, achten viel mehr auf ihr Aeußeres als die in Familien auftretenden Lodenweibchen), des Morgens in den Frühstückssälen erscheinen, sich ihre heimischen Zeitungen geben lassen, „Café complet" oder „Thé complet" (meistens den letzteren) trinken, ihr Ausflugsfrauenpensum erledigen und sich dann daran machen, mit dem roten Baedeker oder mit dem schwarzen Meyer bewaffnet, die Sehenswürdigkeiten anzusehen. Sie treten mit einer Sicherheit und Unbefangenheit auf, die unsere Mädchen noch vor 20 Jahren nicht gezeigt haben würden, verhandeln allein mit Kellnern und Fremdenführern, bezahlen allein ihre Rechnungen und sind sicher, daß man sie überall respektiert. Die überall Bedenklichen werden wieder schreien über die schwere Entartung der Zeit und über die Fortschritte unserer Frauenbewegung, aber es liegt hier noch weniger Grund zum Jammern vor als sonst.

Wenn man sich noch erinnert, was man vor 30 oder 40 Jahren für Umstände mit einem jungen Mädchen machte, das reiste, so kann man nur lachen. Das mußte auf allen Seiten behütet und bewacht werden, eine Anstandsdame mußte sie immer begleiten, und der holde Engel durfte ja nichts sehen oder hören, was seine — nach Ansicht anderer — vorhandene zarte Empfindlichkeit stören konnte. Die jungen Mädchen von heute wollen größtenteils von

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140712026/fragment/page=0002